

Positionen

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **76 (1996)**

Heft 3

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ulrich Pfister

SPRACHLICHE FRUSTRATIONEN

Die Sprache leidet – und wir mit ihr. Laut sagen oder gar öffentlich kundtun darf man es fast nicht. Bekenntnisse zur Gleichberechtigung der Geschlechter werden als unglaublich abgetan, wenn man sich erdreistet, die .../-innen oder ...Innen in Frage zu stellen oder nicht konsequent zu verwenden. Es sei doch einmal gewagt, ohne vorgängige Be-teuerungen oder Entschuldigungen, auch ohne äusseren Anlass, einzig aus einem seit längerer Zeit nagenden Gefühl heraus, dass hier politisch korrekt, aber phantasielos die Sprache misshandelt wird.

Es versteht sich, dass ein gemischtes Publikum beispielsweise mit *Frauen und Männer, Damen und Herren* oder, falls man auf eine spezielle Eigenschaft Wert legt, mit *Bürgerinnen und Bürger, Schweizerinnen und Schweizer* angesprochen wird. Umständlicher wird es, wenn in abstrakter Form von Funktionen gesprochen oder vor allem geschrieben wird, die von einem Mann *oder* einer Frau versehen werden können. In Stelleninseraten, wo immerhin jemand konkret gesucht wird, können sich Interessenten beiderlei Geschlechts möglicherweise eher angesprochen fühlen. In einem Verfassungs- oder Gesetzestext hingegen hört man geradezu den Amtsschimmel bzw. die Amtsschimmelsstute wiehern, wenn in vollendeter Abstraktheit beispielsweise der Präsident oder die Präsidentin der Vereinigten Bundesversammlung den Präsidenten oder die Präsidentin und die Mitglieder des Bundesrates sowie den Bundeskanzler oder die Bundeskanzlerin vereidigt. Zum Glück bewegt man sich im Alltag mehr in der Welt konkreter Personen als abstrakter Bezeichnungen, aber das Gebot der Korrektheit verleiht doch manchem Text einen Hauch von schwerfälliger Pedanterie.

Soweit einzelne Personen gemeint sind, lässt sich der Gebrauch der geschlechtsspezifisch unterschiedlichen Schreibweisen begründen. Weshalb aber sollen, wenn Kollektive benannt werden, die Geschlechtsgenossinnen und Geschlechtsgenossen stets separat aufgeführt werden? Und warum nur sie, nicht etwa auch Kinder und Greise? Uns droht, sprachlich gesehen, der Verlust des Plurals, der das Ganze um-

fasst. Dass die Form der Mehrzahl einem Bedürfnis entspricht, beweisen ja gerade die kläglichen, auf das Schriftbild angewiesenen Versuche, die separierten Mehrzahlformen wieder zusammenzubringen: eben *Genossen/-innen* oder *GenossInnen*. Beide Konstrukte zeichnen sich dadurch aus, dass sie nicht gesprochen werden können.

Es gibt nur wenige Fluchtwege. Vorläufig noch die *Menschen* oder die *Personen*, oder Kollektive wie das *Volk* oder die *Bevölkerung*. Andere, wie von Verben abgeleitete Substantive, die man als neutral hätte betrachten können, etwa *Leser* oder *Zuschauer*, sind vom Furor einer feministischen Linguistik erfasst worden und müssen nun aufgegliedert werden. Man könnte sich allenfalls mit Partizipialkonstruktionen behelfen und von *Lesenden* oder *Zuschauenden* reden, wenn man der permanenten Substantivverdoppelung entgehen möchte. Wie sehr sich in die berechtigte Forderung nach geschlechtsspezifischen Differenzierungen in der Sprache auch militanter Purismus mischt, ist an der drohenden Ächtung von Wörtern ablesbar, die längst über ihren männlichen Wortstamm hinaus allgemeine Geltung erlangt haben, wie *man* oder *jedermann*. Was dafür an «korrektem» Ersatz angeboten wird, gereicht jedenfalls der Sprache nicht zur Zierde.

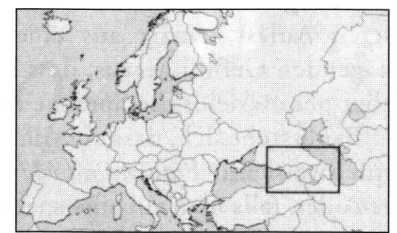
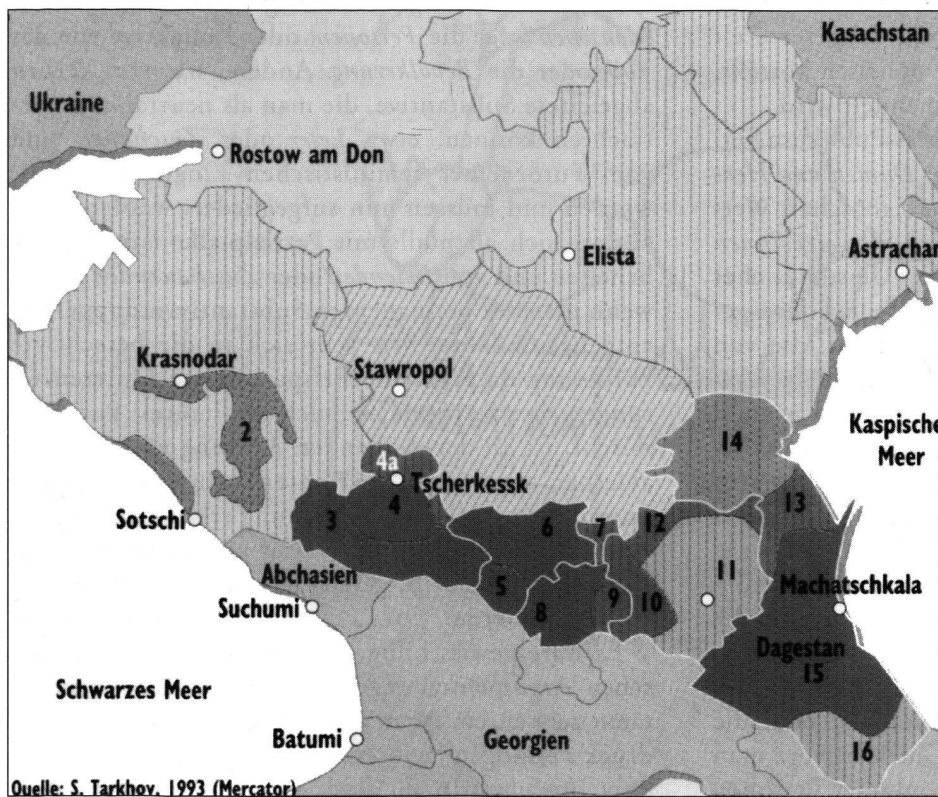
Es wäre gewiss billig, sich nur mit sprachästhetischen Argumenten gegen neue politische Sensibilitäten zu wehren. Aber Verluste im sprachlichen Ausdrucksvermögen wiegen schwerer, als die neuen Sprachregulatorinnen und Sprachregulatoren wohl ahnen. Wenn jegliche Gemeinschaft sprachlich obligatorisch zuerst in zwei Geschlechtsgruppen zerfällt und erst danach durch ein je gemeinsames Interesse zusammengehalten wird, dann wird letztlich der Begriff und damit die Idee der Gemeinschaft ausgehöhlt. Es ist ein Jammer, dass die Entwicklungs- und Anpassungsfähigkeit gerade der deutschen Sprache nicht besser genutzt wurde, um für neue Bedürfnisse neue Formen zu erfinden, die nicht wie Faustschläge das Sprachempfinden verletzen. Dringend gesucht: ein geschlechtsübergreifender Plural! ♦

DIE STRATEGISCHE DREHSCHLEIBE KAUKASUS UND TRANSKAUKASUS

Der seit 1994/95 andauernde Krieg in Tschetschenien hat die Aufmerksamkeit der Weltöffentlichkeit auf den Kaukasus gelenkt. Trotz der durch die Massenmedien verbreiteten Kriegsvölkerrechtsverletzungen der russischen Streitkräfte – Bombardieren und Zertrümmern von Städten und Ortschaften und damit die Vernichtung der Zivilbevölkerung – ist die strategische Dimension des Krieges beinahe unbeachtet geblieben. Der Kaukasus und der Transkaukasus, die eine Vielzahl von Kleinstvölkern aufweisen, die als Folge der Eroberungen der

hetzt worden. Als Folge dieser Kriege hat Russland seinen Einfluss im Transkaukasus verstärkt.

Im eigentlichen Kaukasus – nördlich des Transkaukasus – dienen die Tschetschenen ähnlichen Zielen. Sie sind im Prinzip das Bauernopfer der Türkei. Aufgrund der Vertreibung und Einkerkelung durch Stalin sind die Tschetschenen in den Gulags mit der kriminellen Unterwelt Russlands vertraut geworden. Mit ihrer Diaspora in den russischen Städten kontrollieren sie einen wesentlichen Teil des Drogenhandels Russlands. Dank ihrer kriminellen Energie sind



Hauptherde von ethnischen Spannungen

1. Autonomes Territorium der Schapsugen
2. Adygen (türkisch-sunnitisch)
3. Karatschajewo
4. Tscherkessien
- 4a. Gebiet, auf das die russischen Kosaken und die Tscherkessen Anspruch erheben
5. Balkarien
6. Kabardien
7. Enklave von Mozdok, welche die Kosaken sowie die Osseten beanspruchen
8. Nordossetien
9. Gebiet von Prigorod, welches Osseten und Inguschen beanspruchen
10. Inguschien
11. Tschetschenien
12. Gebiet, das die Tschetschenen und die Kosaken beanspruchen
13. Konfliktzone, um die sich verschiedene ethnische Gruppen streiten
14. Gebiet der Nogayer
15. Dagestan
16. Lezgianen-Nord

Russen, Türken und Perser übriggeblieben sind, bilden die strategische Verbindung zwischen der Türkei und den Turkvölkern Zentralasiens.

An einer solchen Brückenfunktion und an der Ausbeutung der reichen Rohstoffvorkommen Zentralasiens durch die Türkei – Erdöl und Erdgas – sind aber weder Russland noch der Iran interessiert. Diese beiden Staaten beanspruchen Zentralasien für sich. Beinahe unbemerkt haben deshalb Russland und der Iran die im Transkaukasus latent vorhandenen Konflikte geschürt. So sind Armenien und Aserbaidschan in den Krieg um Berg-Karabach getrieben worden. Georgien und die abtrünnige Republik Abchasien sind aus den gleichen Gründen gegeneinander aufge-

die Tschetschenen ein gefährlicher Gegner für die russischen Streitkräfte. Kriminalität und Terrorismus gehen bei ihnen Hand in Hand.

Noch sind die Konflikte um den Kaukasus und den Transkaukasus nicht entschieden, aber eines steht schon heute fest: Wer diese strategische Drehscheibe kontrolliert, wird in der Zukunft auch Zentralasien und damit eines der reichsten Rohstoffgebiete dieser Welt beherrschen. ♦

ALBERT A. STAHEL, geboren 1943, Dr. oec. publ. Seit 1987 Titularprofessor an der Universität Zürich. Hauptamtlicher Dozent an der Militärischen Führungsschule mit Lehr- und Forschungsschwerpunkten in Politischer Wissenschaft und Strategischen Studien.

Heinz Ludwig Arnold

PETER HANDKES UNWAHRE EMPFINDUNGEN

Vor gut 20 Jahren hat *Peter Handke* den Roman «Die Stunde der wahren Empfindung» geschrieben. Diese «Empfindung» von Wahrheit ereignet sich, als der Held im Anblick dreier alltäglicher Gegenstände der Wirklichkeit entrückt wird und sie völlig ausser acht lässt. Mit dieser Empfindung, so Handke 1975 in einem Gespräch mit mir, verbinde sich ein geradezu körperliches Glücksgefühl, das die Voraussetzung «*politisch richtigen Schreibens*» sei. Unser Gespräch fand statt an jenem Tag im September, da der sterbende *Franco* sechs spanische Widerstandskämpfer grausam mit der Garotte hinrichten liess – diesen Tod der sechs, so Handke damals, dürfe man nie vergessen.

20 Jahre später, nach so vielen Büchern, welche die mystische Entrückung feiern und der selbstgesetzten Maxime «*fragmentarisch erleben und ganzheitlich erzählen*» zu folgen bestrebt sind, reiste Peter Handke im November 1995 vier Wochen durch Serbien, um danach in einem teils polemischen, teils empathischen Text, den die «Süddeutsche Zeitung» abgedruckt hat, «Gerechtigkeit für Serbien» zu fordern.

Seine polemischen Thesen darin sind: Die Kriegsbilder aus Bosnien-Herzegowina sind von uns nicht erlebt worden; das Publikum sei getäuscht und verblendet von Journalisten-Hass und Medien-Meinungen. Die in den Medien vorkommenden Opfer des Krieges hätten «*für die Linsen und Hörknöpfe der internationalen Belichter und Reporter, von diesen in-between angeleitet, gelenkt, eingewinkt sichtlich wie gefügig die fremdgewünschten Marterminen und -haltungen ein(genommen)*». «*Denn was weiss man, wo eine Beteiligung beinah immer nur eine (Fern-)Sehbeteiligung ist?*» Und Handke setzt dagegen «*jenes tatsächliche Wissen, welches allein durch Lernen, Schauen und Lernen, entstehen kann*». Und reist ein paar Wochen durch Serbien – freilich nicht durch das Kampfgebiet in Bosnien-Herzegowina.

In seinem Bericht ärgert nicht Handkes berechtigtes Unbehagen an der Medienwelt. Es verstören auch nicht seine eindringlichen Fragen nach den wirklich Schuldigen in diesem jugoslawischen Bürgerkrieg – als seien die tatsächlich ein für alle Mal beantwortet

und hätten nicht ein vielschichtiges Schuldgemenge aufzulösen.

Aber wie seinerzeit *Botho Strauss* in seinem reaktionären «Bocksgesang» übersteigert Peter Handke seine unbehaglichen Erkenntnisse und stellt dagegen ein eigenes Bild von Wirklichkeit, das in seiner naiven Idyllik auf andere Weise freilich ebenso unwirklich ist, wie Handke dies von der Berichterstattung insgesamt behauptet. Und unerträglich daran ist sein rechthaberischer Gestus, mit dem er auch Fakten, die ernstzunehmende Reporter ermittelt haben, wegwischt oder erst gar nicht zur Kenntnis nimmt. Diese Verkennerung von Wirklichkeit wird auch von Handkes *erkennbarem* Motiv seiner Parteinahme nicht korrigiert, die an das historische Unrecht gegenüber den Serben im Zweiten Weltkrieg erinnert.

So spielen in Handkes Text Krieg und Leid in Bosnien-Herzegowina auch nur eine Nebenrolle – den Grundton gibt seine Schelte der Medienberichte vor, gegen die er seine individuelle kleine Reise-Erfahrung stellt. Die nun aber gerät so regressiv und mystisch fixiert wie seinerzeit das Weltbild, das *Botho Strauss* gegen die westliche Medien- und Warenwelt malte: Tauschhandel und Selbstversorgung; ein bescheidenes Leben, das immerhin vom Embargo erzwungen wurde und unter dem selbst die Serben nachweislich gelitten haben, wird von Handke als nahezu erstrebenswerte Lebensform dargestellt. Das ist schlimme, in Teilen zu menschenverachtendem Kitsch verkommene Mystifikation des einfachen Lebens, hochmütig, aber nicht von hohem Mut; denn diese Reise durch das vom Kriege ferne Serbien, im November 1995, kurz vor dem zweifelhaften Friedensschluss von Dayton, ist bloss eine Form der mystischen Entrückung eines vom Laufe seiner Welt gelangweilten Schriftstellers in die unwahre Empfindung seines Glücks. Und war auch noch, wie Handke in einem nachgereichten Kommentar mitteilte, seine Hochzeitsreise.

PS. Dass der Suhrkamp Verlag den Text Peter Handkes eilig als Buch auf den Markt brachte, hat übrigens den Schriftsteller *Jürg Laederach* dazu gebracht, sich von seinem, dem Suhrkamp Verlag, zu trennen. ♦